

dieses scheint mir die unerläßliche goldene Mitte zu sein zwischen der Über- und Unterschätzung der eigenen Möglichkeiten sowie zwischen der Nichtbeachtung der Grenzen und der Kapitulation vor ihnen.

Rudolf Schmid, Luzern

Heute gängigen Grundrichtungen wider-leben!

Von der Schriftleitung nach einer Reaktion auf den Beitrag von Bernhard Honsel „Die Freude am Beruf des Seelsorgers erhalten oder wiedergewinnen“ gefragt, kann ich den Überlegungen nur dankbar zustimmen. Aus eigener Erfahrung möchte ich höchstens drei Felder ergänzen oder verdeutlichend ansprechen; denn es gilt m. E. als Seelsorger auch heute gängigen Grundrichtungen zu wider-leben (nicht bloß widersprechen!), wenn wir unsere Freude am Beruf erhalten wollen.

Wie Honsel erwähnt, verlieren manche Seelsorger ihre Freude unter der Last der Überforderung. Eine vernünftige Einteilung ist ohne Zweifel erstes Gebot. Überdies scheint es mir von Nöten, die positive Seite dabei nicht zu übersehen. Wer darum weiß, wie viele Menschen schwer daran tragen, daß man sie nicht braucht, daß sie nicht gefragt sind, vermag wohl leichter nicht bloß die *Überforderung* zu sehen, sondern auch die *Herausforderung* dankbar anzunehmen. Allerdings muß er sich freizumachen versuchen, von der gängigen Vorstellung, Forderungen der Mitmenschen schränken bloß die eigene Freiheit ein.

Ein zweiter Feind der Freude ist die weitverbreitete, aber tödliche Vorstellung, Alltägliches sei selbstverständlich. Wer seinen Alltag als Seelsorger überschaut, und nicht bloß registriert, wo jemand auf die Hühneraugen tritt, lernt dankbar staunen, daß Menschen da sind, die mit bereitwilliger Selbstverständlichkeit zusammenarbeiten und im Gebet stützen. Dankbares Staunen ist Wurzelgrund der Freude.

Schließlich wird auch der Seelsorger darauf zu achten haben, daß er vom Schlagwort der Selbstentfaltung nicht erschlagen wird. Wer wählt, läßt Gutes bei Seite, weil ihm etwas anderes wichtig ist. Freude oh-

ne Sorgfalt, daß das Wichtigere wichtig und bedeutsam *bleibt*, gibt es nicht. Dann erschüttern auch die Vorstellungen, etwas verpaßt zu haben, nicht. Die Meinung, alles haben zu müssen, verhilft zur Unersättlichkeit, nicht zur Freude, läßt zum Hansdampf in allen Gassen werden und beraubt uns der Möglichkeit, uns wirklich zu entfalten, wo wir leben — und wo wir glauben dürfen, von Gott hingestellt und geführt zu sein.

Wie erwähnt, so denkt „man“ nicht; aber ich sehe darin einen alternativen Lebensstil, der zwar keine Schlagzeilen macht, aber deswegen nicht weniger in der Linie Christi liegt und einem Seelsorger wohl ansteht. Jedenfalls fällt so das doppelte Ja auf die Fragen des Studenten nicht schwer.

Hans Wagenhammer, Passau

Die mitvollzogene Erneuerung der Kirche als ein Grund der Freude

Die Frage, ob man nach Jahren und Jahrzehnten noch Freude an der Seelsorge haben kann, treibt wohl alle Theologiestudenten um. Zu oft begegnen ihnen gehetzt und verdrossen wirkende Priester. Deshalb ist das Bekenntnis von Pfarrer Honsel, daß er trotz aller Krisen und Konflikte sich seines Berufes freut, eine echte Wohltat.

Die Schlußbemerkung, er habe nach dem langen Gespräch mit dem Studenten das „noch“ in ein „wieder“ verwandelt, wirkt freilich etwas irritierend. Aber sie ist doch recht einsichtig. So ergeht es einem, der sich auf ein solches Gespräch einläßt. Da drängt sich zunächst Ärger und Lästiges auf, langsamer zeigt sich das meist selbstverständlich hingenommene Schöne, und so stellt sich schließlich Freude neu ein. Das praktizierte Ja wird wieder reflektierter und echter gerade auf dem Hintergrund der Unannehmlichkeiten.

Pfarrer Honsel schreibt davon in beeindruckender Ehrlichkeit. Dabei fällt mir auf, daß er offensichtlich mit den Neuerungen des Konzils und der Synode, die ja nicht nur Erwartungen enttäuscht, sondern manchem zu viel beschert haben, keine Schwierigkeiten hatte. Dies verdient eine besondere Erwähnung. Bei 27 Berufsjahren hat-

te er immerhin zehn Jahre die Tridentinische Messe gefeiert und als junger Kaplan allenfalls in der Jugendbewegung leise von manchem geträumt, was inzwischen in seiner Pfarrgemeinde Ibbenbüren realisiert werden konnte. Daß er und viele mit ihm diesen Umbruch gerne mitvollzogen haben, läßt auf einen tieferen Grund der Freude schließen, nämlich eine Offenheit, die aus Gottvertrauen und Liebe zu den Menschen kommt und für erstaunliche Überraschungen bereit ist. Wer so Seelsorge betreibt, kann täglich Wunder erfahren, die alle Last der Arbeit überstrahlen.

Dies setzt jedoch geordnete äußere Bedingungen und eine innere Balance zwischen Möglichkeiten und Grenzen voraus. Bernhard Honsel setzt hier zurecht einen starken Akzent. Bleibende Freude muß im Unterschied zur momentanen Hochstimmung kultiviert werden. Ein Seelsorger, der beim Gebot der Nächstenliebe das „wie dich selbst“ vergißt, wird sicher enttäuscht werden und versauern. Nur wenn er selbst Heil findet, wird er die Frohbotschaft so verkünden können, daß das Echo ihn in seiner Freude stärkt und daß er wie Pfarrer Honsel trotz aller Ärgerlichkeiten sagen kann: „Eigentlich freue ich mich doch!“ Ein in sich selbst froher Priester hat dazu zweifelsohne Anlässe genug. Ich meine, er sollte dies auch kundtun, weil viele auf ein solches Zeugnis warten.

Bücher

Ein „Netz von Basisgemeinden“

Leonardo Boff, Die Neuentdeckung der Kirche. Basisgemeinden in Lateinamerika, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1980, 140 Seiten.

Im Vergleich zur portugiesischen Originalausgabe ist der Titel der deutschen Übersetzung dieses Buches aus der Feder des mittlerweile auch hierzulande bekannten markanten Vertreters lateinamerikanischer Befreiungstheologie L. Boff sehr vor-

sichtig und zurückhaltend: Im Original ist programmatisch von einer „Ekklesiogene-sis“ die Rede. In der Tat reflektiert diese Schrift nicht nur jene Neuentdeckung der (alten) Kirche, wie sie beispielsweise von den hiesigen kirchlichen Reformbewegungen in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts gemacht worden ist. Sondern Boff meint, daß mit dem Aufkommen und raschen Ausbreiten von kirchlichen Basisgemeinden zunächst in Brasilien und im übrigen Lateinamerika etwas Neues geschieht, das sich mit der traditionellen ekklesiologischen Begrifflichkeit nicht angemessen erfassen läßt. Insofern wird in diesem Buch alles andere als eine bloße theologische Legitimation der Basisgemeinden geleistet. Boff spürt zuallererst die Provokation auf und benennt sie, die diese neue Form kirchlicher Praxis für die theologische Reflexion und auch die herkömmlichen kirchlichen Strukturen darstellt. So lassen sich nach Auffassung von Boff beispielsweise die kirchlichen Basisgemeinden als Ausdruck einer vom Heiligen Geist getragenen lebendigen Gemeinschaft nicht einfach mit der institutionellen Gestalt der Kirche versöhnen, sondern bilden deren (notwendigen) Gegenpunkt. Vor allem aber stellt die Praxis der Basisgemeinden vor die Notwendigkeit, die sozioökonomische Dimension konstitutiv in die theologische Reflexion einzubeziehen. So bleiben die herkömmlichen „notae ecclesiae“, die einer Kirche auf der Seite der herrschenden Klasse entsprochen haben, nicht unberührt, wenn sich die Kirche auf die Seite der unterprivilegierten Klassen begibt.

In einer Rezension kann der theologische Gehalt dieses Buches nicht annähernd zur Sprache gebracht werden. Es beeindruckt immer wieder die Präzision, mit der Boff die Probleme benennt und einer theologischen Lösung zuführt bzw. zur Diskussion stellt. Welche Brisanz in den Überlegungen Boffs für die hiesige Kirche steckt, mag folgendem (gekürzten) Zitat entnommen werden: „... treten derzeit zwei ekklesiologische Modelle in der einen Kirche deutlich zutage. Das eine tendiert in Richtung Institution/Großkirche und verfügt über institutionell eingerichtete Werke, die den